

Von der Beziehung zum System – und zurück? Relationale Soziologie und Systemtheorie

Boris Holzer

1. Einleitung

Das Programm einer „relationalen“ Soziologie grenzt sich ab von Theorieansätzen, die individuelle oder kollektive Eigenschaften, Dispositionen oder Präferenzen als nicht weiter auflösbare Bestandteile soziologischer Erklärungen voraussetzen. Sein Anspruch ist also „anti essentialistisch“ (Emirbayer 1997; Fuchs 2001); und es verfährt in dem Sinne „strukturalistisch“, dass soziale Einheiten auf elementare Strukturen zurückgeführt werden (Martin 2009). Für ein derartiges Programm bietet die klassische soziologische Theorie einige Anknüpfungspunkte. Zu denken ist nicht nur an die oft zitierten Vertreter einer „formalen“ Soziologie (Simmel 1958 [1908]; Wiese 1966 [1924/28]). Auch zeitgenössische Theorien geben sich auf unterschiedliche Weise anti essentialistisch und anti individualistisch, z.B. Pierre Bourdieus Praxistheorie (1976; 1987) und die Systemtheorie Niklas Luhmanns (1972; 1984). Beide distanzieren sich von individualistischen Handlungstheorien und jeglichem Substanzdenken. Vor dem Hintergrund dieser Übereinstimmung in den Grundintentionen möchte ich im vorliegenden Beitrag genauer überprüfen, wie sich die Systemtheorie zu dem Vorhaben stellt, Beziehungen ins Zentrum der soziologischen Analyse zu rücken.¹

Dies erfordert zunächst eine Präzisierung und Verschiebung des Bezugsproblems: Der Begriff der (sozialen) Beziehung hat als sozialtheoretisches Grundlagenkonzept keinen Platz in der Systemtheorie, weil er das, was aufeinander bezogen wird, voraussetzen muss. An seine Stelle tritt der Begriff des sozialen Systems, das nicht aus Individuen, sondern aus Kommunikationen besteht. Ein mit kommunikationstheoretischen Mitteln präzisierter Begriff der „sozialen Beziehung“ kann daher nicht mehr auf *grundbegrifflicher* Ebene angesiedelt sein. Er wird dadurch frei für die Bezeichnung einer *bestimmten* Form sozialer Systembildung, die sich von anderen Formen unterscheidet. Der Beitrag soll zeigen, wie sich auf dieser Grundlage plausibel machen lässt, dass Beziehungen aus der Sicht anderer Sozialsysteme als Teil ihrer Umwelt behandelt werden. Dies gilt für Interaktion und Organisation, aber auch für die (moderne) Gesellschaft.

Es ist einfach und schwierig zugleich, die Systemtheorie als eine Spielart „relationaler“ Soziologie zu lesen (vgl. Bommes/Tacke 2007; Holzer 2006: 93ff.). Einfach, weil

1 Zu Gemeinsamkeiten von Bourdieu und relationaler Soziologie siehe Mützel (2006).

der Begriff des Systems eine Form organisierter Komplexität von Elementen bzw. Operationen indiziert, die man als „vernetzt“ bezeichnen kann. Im Anschluss an Maturana (1982) beschreibt Luhmann soziale Systeme als „autopoietische“ Systeme, welche „die Elemente, aus denen sie bestehen, im Netzwerk eben dieser Elemente selbst erzeugen“ (Luhmann 1997: 65). Kommunikation als elementare und spezifische Operation sozialer Systeme bestimmt sich „als Kommunikation *im* Netzwerk systemeigener Operationen“ (ebd.: 76). Und auch das Medium Sinn, das soziale und psychische Systeme in ihren Operationen beanspruchen, ist nicht durch ein zugrunde liegendes Substrat definiert, z.B. durch ein „Subjekt“, sondern durch seine Verweisungsstruktur, die den aktuellen Sinn bestimmt durch Verweise auf andere Möglichkeiten des Handelns und Erlebens (Luhmann 1984: Kap. 4). Auch wenn die Grundbegriffe der Systemtheorie in diesem Sinne relational konstruiert sind, ist es schwierig, sie im Ganzen als eine relationale Soziologie zu charakterisieren. Denn nicht die *Verknüpfungen*, sondern die *Grenzen* sind das Bezugsproblem sozialer Systeme. Sie sind nicht einfach *Ausschnitte* einer Weltkomplexität, in der – frei nach Erwin K. Scheuch – „alles mit allem zusammenhängt, aber schwach“. Die Grenze zwischen System und Umwelt beruht vielmehr auf einer *Reduktion* von Komplexität, und das heißt: auf der Entkopplung von Systemzuständen und Umweltereignissen. Systemdifferenzierung heißt *decoupling*, um es mit Whites Terminologie zu formulieren, d.h. eine Unterbrechung von Beziehungen und Interdependenzen (White 2008: 36f.). Die Bestimmung dessen, was aus systemtheoretischer Sicht der Inhalt einer „relationalen“ Soziologie sein kann, unterscheidet sich deshalb deutlich von einem Relationismus, den nur das Verbundensein, nicht aber das Fehlen und Unterbrechen von Verknüpfungen interessieren würde.

Die Netzwerkanalyse ist durchaus sensibel dafür, dass Relationen gerade im Hinblick auf ihre Selektivität von Interesse sind. Von Netzwerken ist schließlich die Rede, wenn nicht einfach jeder mit jedem verbunden ist. Die voll verbundene graphentheoretische Clique ist ein Grenzfall, von dem aus sich sparsamer verknüpfte Strukturen erschließen. Je nach dem Gegenstandsbereich und Verknüpfungsmodus variiert die Schwelle, ab der nicht mehr alle Elemente mit allen anderen direkt verknüpft sein können. Wenn wir an soziale Beziehungen denken, so erlauben bereits kleine soziale Einheiten wie eine Schulklasse nur noch eingeschränkt eine komplette Relationierung: Auch wenn hier jeder jeden *kennen* mag, ist keineswegs jeder mit jedem *befreundet*. In einem großen Unternehmen, einer Stadt oder einem Staat sind auch Bekanntschaften nur noch selektiv möglich. Schon diese einfachen Beispiele zeigen, dass die Komplexität sozialer Netzwerke nicht nur von der Zahl der Elemente, sondern auch von der Art der Beziehung abhängt. Sowohl die in Frage kommenden Elemente als auch die möglichen Beziehungen sind einerseits in einem allgemeinen Sinne gesellschaftlich definiert, andererseits durch spezifische soziale Systeme geprägt: Die Gesellschaft zeichnet vor, wer überhaupt als Kommunikationspartner in Frage kommt; im Betrieb werden Menschen zu Kollegen; und auf dem Pausenhof trifft man auf Mitschüler, mit denen man sich anfreunden oder die man links liegen lassen kann.

Die Netzwerkforschung setzt das *Ergebnis* dieser Strukturierung von Kontaktchancen durch soziale Systeme stillschweigend voraus, wenn sie beispielsweise informelle Netzwerke innerhalb von Organisationen untersucht. Eine Möglichkeit, es explizit zu machen, ist die Fokustheorie: Sie registriert, dass Beziehungen offenbar von bestimmten sozialen Kontexten oder „Foki“ abhängen bzw. von diesen befördert werden (Feld 1981). Dieser Ansatz bleibt aber dadurch beschränkt, dass er auf Interaktionschancen, also Gelegenheiten für Kopräsenz abhebt. Um die Zusammenhänge zwischen Systembildung und Vernetzung detaillierter zu beleuchten, reicht eine Berücksichtigung von Interaktionschancen nicht aus. Deshalb liegt es nahe, sich an der systemtheoretischen Typologie zu orientieren, die Interaktion, Organisation und Gesellschaft zu unterscheiden erlaubt (Luhmann 1975): *Interaktionssysteme* sind dann „Encounters“ im Sinne Goffmans (1961), also episodische Begegnungen zwischen Unbekannten an der Kasse im Supermarkt ebenso wie wiederholte Treffen mit mehr oder weniger bekannten Personen; Vorlesungen, Vorstandssitzungen und Gerichtsverhandlungen ebenso wie die intime Konversation unter Freunden und Ehepartnern. Interaktion ist also ein soziales System der „Kommunikation unter Anwesenden“ (Kieserling 1999). *Organisationen* beruhen dem gegenüber auf dem Kriterium formaler Mitgliedschaft, die eine Entscheidung über die Teilnahme auf Seiten des Mitglieds und auf Seiten der Organisation voraussetzt; die Mitgliedschaft ist mit Dienstschluss nicht beendet und kann sich auch in der Kommunikation unter Abwesenden, z.B. in Akten und Berichten, niederschlagen. Die *Gesellschaft* ist das umfassendste Sozialsystem, und das heißt: sie ist die Gesamtheit aller füreinander erreichbaren Kommunikationen und aller möglichen Kontakte; sie ist also nicht durch territoriale Grenzen definiert und ist zumindest als *moderne* Gesellschaft in dem Sinne sozial inklusiv, dass alle Menschen als Kommunikationspartner in Frage kommen.

In dieser Liste tauchen „Netzwerke“ nicht auf. Unter der Voraussetzung, dass dabei an „Individuen in Beziehungen“ gedacht ist, können sie auch keinen Platz finden, da soziale Systeme nicht aus Individuen bestehen. Möchte man die Unterscheidung zwischen psychischen und sozialen Systemen (die ja keine „analytische“ ist) nicht unterlaufen, muss man das Phänomen Netzwerk zunächst reformulieren, um dann zu prüfen, wie es in einer Kommunikationstheorie behandelt werden kann. Das betrifft sowohl die Elemente als auch die Relationen von Netzwerken: Die Kommunikationstheorie wirft ein anderes Licht darauf, was unter „Personen“ zu verstehen ist und wie sie sozial relevant werden. Sie zwingt dazu, den Begriff der „sozialen Beziehung“ zu präzisieren und ihn nicht mehr grundbegrifflich, sondern im Rahmen der Theorie sozialer Systeme zu verwenden.

2. Systeme, Beziehungen und Personen

Die Unterscheidung zwischen sozialen und psychischen Systemen kann leicht missverstanden werden. Die Systemtheorie geht davon aus, dass soziale Einheiten einschließlich der Gesellschaft *nicht* aus Menschen bestehen. Das ist jedoch für eine soziologische The

orie alles andere als ungewöhnlich. Sicherlich muss zwischen der Ebene sozialer Beziehungen und der physischen Natur individueller Menschen unterschieden werden. Wenn der Schüler wächst, vergrößert sich nicht die Schule, und Verdauungsprobleme führen nicht zwangsläufig zu Kommunikationsproblemen. Nur weil sie sich von den an ihnen beteiligten Menschen unterscheiden, können soziale Einheiten auch deren Wegbleiben, Austritt oder Tod überdauern. Die Systemtheorie geht über diese Grundvoraussetzung soziologischen Denkens hinaus, indem sie klar zwischen dem Bewusstsein psychischer und der Kommunikation sozialer Systeme unterscheidet. Doch selbstverständlich bedeutet das nicht, dass man das Mitlaufen von Bewusstsein in der Kommunikation ignorieren müsste. Nur gibt es keinen Weg, Bewusstseinsinhalte direkt in Kommunikation einzuspeisen. Die Gedanken sind frei – eben weil das Bewusstsein operationell geschlossen ist (Luhmann 1985). Ego mag daran interessiert sein, seine Gedanken oder gar Gefühle mitzuteilen (oder auch nicht), doch nicht sie selbst, sondern nur ihre Mitteilung erlauben es Alter, mit weiterer Kommunikation anzuschließen. Die Frage danach, was man „gerade“ denkt, führt direkt in das Dilemma, dass das Bewusstsein sich für kommunikative Zwecke erst mitteilen muss – es aber unmöglich ist, dies im Wortsinne zu tun: Die Gedanken, um die es gehen könnte, sind ja bereits vergangen, und die Frage führt zwangsläufig zu neuen, ihrerseits nicht direkt kommunizierbaren Gedanken (z.B. zur Frage, warum jemand so fragt).

Auch wenn das Bewusstsein als solches nicht direkt in die Kommunikation eingreifen kann, wird die Tatsache, dass es Bewusstsein gibt, kommunikativ beobachtet. Kommunikation bedeutet, dass eine bestimmte Information ausgewählt und mitgeteilt wird. Dies kann als ein Mitteilungshandeln zugerechnet werden, zum Beispiel einem psychischen System, das mitteilungsbedürftig, neugierig oder auch nur verstimmt ist. Sofern Kommunikation in dieser Weise auf ein Bewusstsein zugerechnet wird, nimmt sie dafür das Schema der *Person* in Anspruch. Die „Form Person“ (Luhmann 1995) ist damit Ausdruck der strukturellen Kopplung von psychischen und sozialen Systemen. Im sozialen System werden psychische Systeme als Personen beobachtet – und das heißt: als „Erwartungskollagen, die im System als Bezugspunkte für weitere Selektionen fungieren“ (Luhmann 1984: 178). Personen haben also durchaus auch in der Systemtheorie ihren Platz – wenn auch keinen, der dem individuellen Bewusstsein sonderlich schmeicheln würde.

Der Begriff der sozialen Beziehung hingegen spielt in der Systemtheorie keine Rolle. Das ist in gewisser Weise folgerichtig. Im Gegensatz zu anderen soziologischen Theorien muss die Systemtheorie die Sozialität den Personen nicht „hinzufügen“, etwa indem sie die Personen „in Beziehungen“ verortet. Die Personen selbst sind vielmehr bereits *soziale* Personen, nämlich Effekte der Zuschreibung von Kommunikationen und der damit verbundenen Erwartungsbildung. Die Kommunikationstheorie ist in dieser Hinsicht von Beginn an „relational“. Aus diesem Grund steht Luhmann dem Begriff der „sozialen Beziehung“ nicht nur skeptisch, sondern ablehnend gegenüber. Er spricht von einem „Ausweg aus einem bereits verkorksten Theorieanfang“ (Luhmann 1990: 206), weil das im Begriff der Beziehung bereits Vorausgesetzte – Individuen oder andere

„Elemente“ auf diese Weise nur schwer zu explizieren sei. Die Systemtheorie wählt einen anderen Weg: Sie geht nicht von Individuen und den zwischen ihnen „bestehenden“ Beziehungen aus, sondern von Kommunikation als der Grundlage für eine eigenständige, emergente Ebene der Systembildung. Der Systembegriff besetzt daher diejenige Stelle, an der ansonsten der Beziehungsbegriff seinen Platz hätte: Jede soziale Beziehung konstituiert einen Bezugsrahmen jenseits individueller Absichten und Motive, eine soziale Realität *sui generis*: „Die Beziehung wird selbst zur Reduktion von Komplexität. Das aber heißt: sie muß als emergentes System begriffen werden“ (Luhmann 1984: 154).²

Die Ablehnung des Begriffs der sozialen Beziehungen bezieht sich also auf den Versuch, die Soziologie *grundsätzlich* auf den Begriff der Beziehung aufzubauen. Damit ist aber noch nicht entschieden, ob es auch und gerade aus kommunikationstheoretischer Perspektive Sinn machen könnte, den Begriff der sozialen Beziehung für *bestimmte* Formen der Kommunikation zu reservieren und auszuarbeiten (Schmidt 2007). Soll die soziale Beziehung nicht elementarer Grundbegriff sein, sondern eine spezifische Form sozialer Systembildung bezeichnen, muss sie sich von anderen Sozialsystemen also zum Beispiel von Interaktion, Organisation und Gesellschaft unterscheiden. Es muss deshalb genauer bestimmt werden, *was* eine soziale Beziehung eigentlich ist und warum sie, beispielsweise, nicht mit face to face Interaktion gleichgesetzt werden kann. Man könnte schließlich vermuten, bei einer sozialen Beziehung handele es sich einfach um das Phänomen einer wiederholten Interaktion mit identischem oder nur leicht variierendem Personal. Dass zum Beispiel zwei Freunde in diesem Sinne miteinander in „Beziehung“ stehen, wäre dann eine andere Formulierung für eine Art „Interaktionszusammenhang“ (Kieserling 1999: 221ff.): Man generalisiert die Erwartungen an die einzelne Interaktionsepisode so weit, dass man eine Vielzahl von Begegnungen als Einheit erwarten kann. Das „Treffen mit Freunden“ beispielsweise ist durch bereits behandelte Themen und die Erfahrung mit den beteiligten Personen vorstrukturiert. Das Beziehungs „System“ beruht auf einer Geschichte von Interaktionsepisoden, erschöpft sich aber nicht in diesen: Es stellt den paradoxen Fall einer Interaktion dar, die ihr eigenes Ende überdauert (Schmidt 2007: 519).

Die Leistung der sozialen Beziehung bestünde demnach darin, dass sie eine *Mehrzahl* von Interaktionen zu einem generalisierten Erwartungskomplex zusammenfasst. Das heißt, dass sie nicht *Personen*, sondern *Interaktionen* miteinander relationiert. So formuliert macht es bereits keinen Sinn mehr, die soziale Beziehung selbst als Interaktion aufzufassen. Denn mehrere Interaktionen werden ja eben nicht durch eine weitere Interaktion aufeinander bezogen, sondern entweder durch eine *von außen vorgegebene Struktur* oder durch eine *aus dem Interaktionszusammenhang selbst extrahierte Selbstbeschreibung* (ebd.: 522ff.).

2 In dieselbe Richtung zielt Fuhse (2003: 6; 2005: 16). Es sei allerdings betont, dass Luhmann sich mit dieser Aussage *nicht* auf das im Folgenden zugrunde gelegte Konzept der „sozialen Beziehung“ als einer *spezifischen* Form der Bildung sozialer Systeme bezieht. Man muss sie vielmehr so interpretieren, dass jeder soziale Kontakt als System zu begreifen ist (vgl. Luhmann 1984: 33). Das schließt es aber keineswegs aus, den Systembegriff zur Spezifizierung des Beziehungsbegriffs zu benutzen.

Im ersten Fall machen andere Systeme Strukturvorgaben, zum Beispiel wenn die Themen, Rollen und Termine einer Interaktion durch die Organisation, in der sie stattfindet, definiert sind. Die zweite Möglichkeit dagegen greift auf Personen zurück, um über deren wiederholte Identifikation in neuen Zusammenhängen Kontinuität herzustellen:

„So wie die Abfolge mehrerer Interaktionen es (erst) ermöglicht, die Person als etwas über die einzelnen Interaktionen hinaus Konstantes kennenzulernen, so ermöglicht umgekehrt die (kommunikativ unterstellte) Konstanz der an den Interaktionen beteiligten Personen eine Einheitsbeobachtung einer Mehrzahl von Interaktionen.“ (Schmidt 2007: 525)

Den Aufbau von Struktur über die wiederholte Begegnung von Personen hat auch Luhmann im Auge, wenn er im Zusammenhang seiner Verfahrenstheorie so genannte „Kontaktsysteme“ behandelt: Sie entstehen, wenn „dieselben Beteiligten häufiger aus verschiedenen Anlässen zusammentreffen und dabei in wechselnde Abhängigkeit voneinander geraten“ (Luhmann 1983: 75). Zu denken ist an Kontakte sowohl zwischen Verwaltungen und Interessenverbänden als auch zwischen Personen, zum Beispiel Richtern und Anwälten. Im Gegensatz zur ansonsten bei face to face Interaktionen im Vordergrund stehenden episodischen Interaktion zwischen Unbekannten muss man auch bei Kontaktsystemen davon ausgehen, dass die wiederholte Begegnung der gleichen Personen zu einer eigenen Interaktions bzw. dann: Beziehungsgeschichte führt, die Erwartungen über künftige Interaktionen steuert. Zum Beispiel weiß man dann, ob man vom Gegenüber Gefälligkeiten und Entgegenkommen erwarten kann, was die Verletzung von Normen der Rolle einschließen kann. Um diesen Bereich von konstitutiv an *Personen* orientierten Strukturen und nicht etwa: soziale Strukturen allgemein zu bezeichnen, eignet sich der Begriff der „sozialen Beziehung“. Eine soziale Beziehung stellt demnach nicht eine „Verbindung“ zwischen existierenden Elementen (Personen) her, sondern konstituiert eine emergente Ebene sozialer Realität.

Die Eigenständigkeit der Beziehung zeigt sich nicht zuletzt daran, dass die „Personalität“ der Beteiligten von der Beziehung selbst definiert wird. In einer intimen Beziehung (Partnerschaft, Familie) wird in der Regel die Komplettberücksichtigung der Person erwartet, was die kommunikative Relevanz ihrer subjektiven Welt beinhaltet (Luhmann 1982). In einer Freundschaft hingegen kann zwar erwartet werden, dass man als Person behandelt wird und nicht etwa nach Maßgabe seiner beruflichen Rolle. Doch die „Person“ des Freundes bzw. der Freundin steht für andere Erwartungen an die Diskretion, aber auch an Möglichkeiten des Latentbleibens über längere Phasen, als jene des Partners oder der Partnerin. Auch unter dem Titel der „Bekanntschaften“ schließlich generalisiert man Erwartungen anhand von Personen, die zumindest *namentlich* bekannt sind. Doch genau darin mag sich der Bereich des Erwartbaren auch erschöpfen: nämlich im „Erkennen“ im Sinne reiner Identifizierbarkeit im Unterschied zum „Kennen“ einer Person auf der Basis einer geteilten Interaktionsgeschichte (Simmel 1958 [1908]: 264). Trotz oder gerade wegen der in allen Fällen *persönlichen* Verankerung der Beziehung ist also die Art und Weise, in der die „Form Person“ Erwartungen strukturiert, durchaus

variabel. Personen gehen nicht der Beziehung vor, sondern sie entstehen durch die Teilnahme an Kommunikation. Sie sind „Konstruktionen der Kommunikation für Zwecke der Kommunikation“ (Luhmann 2000: 90f.).³

Auch wenn eine soziale Beziehung bezeichnet und beschrieben werden kann, heißt das nicht, dass das Reden über die Beziehung Voraussetzung ihrer Realität wäre. White (2008: 20ff.) hat mit seinem Begriff der *stories* genau solche Narrative im Auge und sieht sie als konstitutiv für *ties* an. Richtig daran ist, dass – zumal aus kommunikationstheoretischer Perspektive – Beziehungen nur *durch* und *als* Kommunikation soziale Sachverhalte sein können. Doch muss hierbei unterschieden werden, ob es um Kommunikation *über* oder Kommunikation *in* Beziehungen geht. Natürlich können Beziehungen thematisiert werden: Man kann sich über die Vorzüge einer Freundschaft unterhalten oder Partnerschaftsprobleme diskutieren. Voraussetzung für eine soziale Beziehung ist eine solche Meta Kommunikation freilich nicht. Man kann eine Beziehung ebenso wenig herbeireden wie weggkommunizieren. Mit anderen Worten: Die Selbstbeschreibung der Beziehung setzt die Konstitution eines Systems bereits voraus und kann sie nicht einfach vorwegnehmen. Sie ist aber andererseits auch nicht festgelegt, sondern ein eigenständiges Element, das einerseits Vergleichbarkeiten qua Gattungszugehörigkeit herstellen, andererseits die Einmaligkeit jeder einzelnen Beziehung darstellen kann.

3. Beziehungssysteme: An- und Abwesenheit

Die starke Affinität von sozialen Beziehungen und Interaktionssystemen wirft die Frage auf, ob sie überhaupt unterschieden werden können. Wie erwähnt entwickeln sich soziale Beziehungen regelmäßig aus Anlass von „fokussierten“, zum Beispiel von Organisationen vorgezeichneten Interaktionssituationen (Feld 1981). Insbesondere, wenn Übergänge zu „geselligen“ Formen der Interaktion möglich sind, können Kontakte zu Beziehungen ausgebaut werden. Auch unabhängig von den Anfangsbedingungen können wir uns nur mit Mühe vorstellen, dass solche Beziehungen die Möglichkeit einer Realisierung im face to face Kontakt nicht zumindest antizipieren müssen. Heißt das aber gleichzeitig, dass soziale Beziehungen Interaktionen sind, etwa in dem Sinne, dass sie aus wiederholten und einheitlich erwartbaren Interaktionen bestehen?

Schmidt (2007: 524ff.) optiert in dieser Frage dafür, die Beziehung als einen sich selbst beschreibenden „Interaktionszusammenhang“ aufzufassen, der zwar selbst keine

3 Im Gegensatz zu Fuhse (2010) denke ich nicht, dass es nötig ist, zur Bezeichnung dieses Sachverhalts auf den Begriff des „Akteurs“ zurückzugreifen. Fragen der Zuschreibung von Mitteilungshandeln scheinen mir im Begriff der Person gut aufgehoben. Wenn man die Engführung auf Personen ablehnt, könnte man so zwar auch „kollektive Akteure“, zum Beispiel Organisationen, einbeziehen. Doch dann würde der Akteursbegriff mit dem der „sozialen Adresse“ (Fuchs 1997) konkurrieren, der ebenfalls auf Personen und Organisationen anwendbar ist. Die Frage, ob und wie der im Folgenden verwendete, auf persönliche Beziehungen zugeschnittene Begriff anzupassen wäre, um Organisationen einzuschließen, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden.

Interaktion ist, aber aus einer Vielzahl von Interaktionen besteht. Die Beziehung wäre demnach ein „System zweiter Ordnung“, das sich auf der Basis anderer Systeme ausdifferenziert – also gewissermaßen ein System von Interaktionssystemen. Zweifellos sind Interaktionen entscheidend daran beteiligt, dass es soziale Beziehungen überhaupt gibt. Aber Beziehungen beschränken sich keineswegs auf die Kommunikation unter Anwesenden. Sie greifen auch auf Formen des Kommunizierens unter *Abwesenden* zurück. Schriftliche, fernmündliche und Tele Kommunikation ergänzen das Repertoire der Beziehungskommunikation. Je vielfältiger und alltäglicher die Möglichkeiten der Kommunikation unter Abwesenden sind, desto stärker tritt deshalb die Unterscheidung von Interaktion und sozialen Beziehungen als *Differenzierung verschiedener Formen sozialen Kontakts* hervor (Holzer 2010a). Das heißt natürlich nicht, dass wir ausschließen müssten, dass Beziehungen sich (auch) in Interaktionen realisieren. Doch die Interaktion *ist* nicht die Beziehung. Möchte man die Engführung auf Interaktion vermeiden, muss man das Verhältnis von Beziehung und Interaktion als eines von System und Umwelt beschreiben: Ähnlich wie eine Interaktion „in“ einer Organisation stattfinden kann, kann sie sich „in“ einer Beziehung vollziehen. „In“ heißt dann aber, dass Organisationen oder Beziehungen je spezifische, in besonderer Weise relevante *Umwelten* eines Interaktionssystems bezeichnen.

Das gilt erstens in zeitlicher Hinsicht: Beziehungen produzieren – ebenso wie Organisationen – Anlässe für Interaktionsepisoden. In Organisationen werden Treffen anberaumt, um Entscheidungen vorzubereiten; oder es sind routinemäßige Besprechungen vorgesehen. Beziehungen können gleichfalls eine regelmäßige Interaktionsgelegenheit erwartbar machen; ist dies nicht der Fall, kann die Tatsache, dass man sich lange nicht gesehen hat, wiederum zum Anlass werden, um ein Treffen zu verabreden. Die Beziehung geht dann der Interaktion voraus. Sie strukturiert Interaktionsmöglichkeiten, indem sie Schwellen der Ansprechbarkeit senkt und den Eigenwert des Einandertreffens als Ersatz für spezifische Anlässe oder Themen für Interaktion einsetzt. Nicht die Interaktionen begründen demnach die Beziehung (auch wenn eine Interaktion am Anfang gestanden haben mag, und selbst das ist nicht zwingend). Sondern die Beziehung liefert den Kontext bzw. die maßgebliche soziale Umwelt, um die jeweilige Interaktionssituation einzuordnen.

An diesem System/Umwelt Verhältnis ändert sich nichts, wenn wir es statt aus diachroner aus synchroner Perspektive betrachten. Beziehungen und Interaktionen können gleichzeitig aktualisiert werden (teilweise natürlich auch dieselben Ereignisse verarbeiten), ohne dass damit die „Beziehungsumwelt“ der Interaktion verschwände: Erstens sind die Beziehungen der Beteiligten zu nicht anwesenden Dritten zu nennen. Aus der Perspektive einzelner Interaktionen könnte man frei nach Sartre formulieren: Die „Beziehungen“, das sind immer die Anderen. Denn in der Tat ist zumindest in einer komplexen Gesellschaft stets damit zu rechnen, dass die gerade *Anwesenden* in Beziehungen zu *Abwesenden* stehen. Das schließt die Möglichkeit mit ein, dass die Anwesenden über Beziehungen zu Dritten *indirekt* miteinander „in Beziehung“ stehen. Auch wenn über

diese Beziehungen geredet werden kann, sind ihre Strukturen nicht Strukturen der Interaktion. Sie gehören vielmehr zur (sozialen) Umwelt der Interaktion.

Zweitens gehen auch die Beziehungen unter den *Anwesenden* nicht vollständig in der Interaktion auf: Was Ego und Alter schon zusammen erlebt haben und was dies für ihre Beziehung bedeutet, geht nur in Ausschnitten in eine bestimmte Interaktionssituation ein, zumal in eine Interaktion, an der Dritte teilnehmen. Es gibt vielfältige Möglichkeiten, auf vorhandene Beziehungen situativ Rücksicht zu nehmen: Man hält in der Gegenwart eines Paares Informationen zurück, die eine Seite in den Augen der anderen kompromittieren könnten; man setzt alte Feinde nicht nebeneinander und vermeidet, den Anlass ihres Konflikts zu thematisieren. Dies setzt voraus, dass Beziehungen auch mitgeteilt werden. Dies kann in Form direkter Kommunikation geschehen, zum Beispiel anlässlich des miteinander Bekanntmachens zweier Freunde. Doch auch indirekte Kommunikation gibt Aufschlüsse darüber, welche Beziehung vorliegt. Soziale Situationen implizieren gewisse Rechte, aber auch Pflichten hinsichtlich einer *partiellen* Darstellung von Beziehungen (Goffman 1971: 198): Man darf in der Öffentlichkeit einer Interaktionssituation kommunikative Hinweise auf Beziehungen geben, zum Beispiel, indem man sich „viel sagende“ Blicke zuwirft. Es besteht aber in der Regel keine Verpflichtung, über Beziehungen zu den Anwesenden explizit „Rechenschaft“ abzulegen; vielmehr ist ein gewisses Maß an Diskretion oder „Geheimnis“ (Simmel 1958 [1908]) nicht nur konstitutiv für die Grenze zwischen dem Interaktionssystem und den Beziehungen der Beteiligten, sondern auch für die Grenzen der Beziehungen selbst. Zur Grenzerhaltung von Beziehungen gehört, dass bestimmte Informationen vertraulich bleiben, die Beziehung also als „terminiert“ verstanden wird (Paine 1969).

Es ist zweifellos ungewöhnlich, in dieser Weise zwischen Interaktion und Beziehung zu unterscheiden. Offensichtlich ist diese Unterscheidung nur nötig und sinnvoll, wenn man den Begriff des Interaktionssystems streng auf die Kommunikation unter Anwesenden beschränkt. In diesem Fall aber umfassen Beziehungen nicht nur Episoden der Kommunikation unter *Anwesenden*, sondern auch unter *Abwesenden*. Es ist letztlich eine empirische Frage, welche Bedeutung Briefe, Emails und Telefongespräche in sozialen Beziehungen haben. Es wäre aber sicherlich gewagt, sie gering zu veranschlagen oder gar für vernachlässigenswert zu halten. Die Alltagssemantik würdigt durchaus auch diese interaktionsfreien Möglichkeiten der „Beziehungspflege“. Auch lässt sich nicht argumentieren, die Interaktion ginge der Beziehung stets voraus – man denke nur an Brief freundschaften oder an die Möglichkeiten, Intimbeziehungen durch Briefe oder per Email anzubahnen und zu vertiefen.⁴ Die zusammenfassende (Selbst-)Beschreibung von Interaktionsepisoden wäre demnach nur ein Teilaspekt sozialer Beziehungen. Sie hängt, wie bereits erwähnt, davon ab, dass Personen über verschiedene Situationen hinweg identifizierbar bleiben. Dies gilt aber nicht nur für den Bereich der face to face Kommunikation,

4 Die Bedeutung schriftlicher Kommunikation für die Anbahnung von persönlichen Beziehungen wird auch deutlich am Beispiel der Empfehlungsschreiben, die im Florenz der Renaissance der Dreh- und Angelpunkt einer elaborierten „Kunst des Netzwerkes“ waren (McLean 2007).

sondern auch für interaktionsfreie Kommunikation. Die „persönliche“, auf Mitteilungen handelnde von Personen zurechnende Kommunikation ist gewissermaßen der Operationsmodus sozialer Beziehungen. Das setzt voraus, dass man auch anders zurechnen und unterscheiden kann, zum Beispiel indem man eine Bewertung „nicht persönlich nimmt“ (wir kommen auf die Unterscheidung persönlich/unpersönlich weiter unten zurück).

Ein so gefasster Beziehungsbegriff ähnelt dem, was Goffman (1971: Kap. 5) als „anchored relations“ bezeichnet. Im Gegensatz zu anonymen, zum Beispiel auf Rollenschemata beruhenden Kontakten, sind diese Beziehungen in personalisierten Erwartungen verankert. Sie stellen einen „Rahmen gegenseitigen Kennens“ bereit (ebd.: 189). Im elementarsten Fall, dem der Bekanntschaft, beschränken sich die daraus resultierenden Verpflichtungen auf wechselseitiges Erkennen und Anerkennen (z.B. durch Begrüßungen). In komplexeren „verankerten“ Beziehungen treten weitere Bestimmungen hinzu: die Regeln (*terms*), die Karriere und der Name einer Beziehung. Unter *terms* fallen beispielsweise Erwartungen darüber, wie intim, vertrauensvoll und kooperativ das Verhältnis ist; dies wird aber in den seltensten Fällen entschieden oder einmalig festgelegt, sondern ist das Ergebnis einer eigenen Geschichte oder „Karriere“ der Beziehung. Diese kann zusammenfassend symbolisiert werden durch die Benennung der Beziehung, z.B. als Freundschaft oder Verwandtschaft. Es handelt sich, anders ausgedrückt, um ein soziales System mit eigenen Strukturen, mit eigenem Gedächtnis und eigener Selbstbeschreibung – also um ein „Beziehungssystem“.⁵

Die Tatsache, dass „Beziehungssysteme“ faktisch in hohem Maße auf Interaktion angewiesen bleiben, kann leicht mit den Besonderheiten der face to face Interaktion erklärt werden. Insofern Beziehungen sich von diesen besonderen Kommunikationsbedingungen abhängig machen, zum Beispiel im Bereich des Aufbaus von persönlichem Vertrauen, unterhalten sie eine Art strukturelle Kopplung oder sogar ein „symbiotisches“ Verhältnis mit Interaktionssystemen: In Form einer wechselseitigen Begünstigung stellt einerseits die Interaktion der Beziehung Möglichkeiten der Personalisierung von Kommunikation zur Verfügung, während andererseits die Beziehung Anlässe dafür liefert, sich zu treffen und nicht nur in Abwesenheit miteinander zu kommunizieren. Insoweit für diese Leistungen Äquivalente vorhanden sind oder entwickelt werden, kann sich die enge Kopplung aber durchaus verändern und lockern.

4. Beziehungen in Organisationen

In mancherlei Hinsicht ähnlich – und im Hinblick auf die Unterschiede sicherlich evidenter – stellt sich das Verhältnis von Beziehungen und Organisationen dar. Formale Organisationen erlauben es, klar zu unterscheiden zwischen jenen, die Mitglied der

5 Ähnlich, aber mit einem unter dem Titel „doppelte Kontingenz“ zu weit gefassten Bezugsproblem plädiert Fuhse (2009: 59f.) für eine Interpretation des Beziehungsbegriffs durch den Systembegriff und betont ebenfalls die Gedächtnisfunktion einer „relationship culture“.

Organisation sind, und jenen, für die das nicht gilt. Die Mitgliedschaft in einer formalen Organisation ist nur durch Entscheidung möglich, die in der Regel dem Mitglied als freiwillig zugerechnet wird (Luhmann 1964: 39ff.; 2000: 80ff.). In den wenigsten Organisationen ist man Mitglied, weil man dazu gezwungen wird. Es kommt natürlich nicht darauf an, ob das Mitglied in einem psychologischen Sinne einen „freien“ Entschluss gefasst hat, sondern allein darauf, dass die Organisation jedes Mitglied so behandeln kann, *als ob* die Eintrittsentscheidung freiwillig sei. Nur dann kann ohne weitere Prüfung davon ausgegangen werden, dass die Übernahme der Mitgliedschaftsrolle die Bereitschaft zur Erfüllung eines bestimmten Sets von „formalisierten“ Verhaltenserwartungen und nur dieser Erwartungen signalisiert. Auf der Basis der Mitgliedschaft können formale Organisationen über Erwartungen entscheiden und erwarten, dass die Mitglieder diese als Prämissen akzeptieren oder ansonsten ihre eigene Mitgliedschaft in Frage stellen. Gleichzeitig können die Mitglieder sich darauf einstellen, dass die formalisierten Erwartungen die Voraussetzungen der Mitgliedschaft hinreichend bestimmen und dass andere, davon abweichende oder darüber hinausgehende Erwartungen nicht erfüllt bzw. dann anders motiviert werden müssen. Der Chef kann sich darauf verlassen, die Erwartung des pünktlichen Erscheinens am Arbeitsplatz notfalls mit Abmahnungen oder Kündigungen durchsetzen zu können. Lobende Worte über sein Rasierwasser jedoch können auf der Grundlage der formalen Ordnung nicht eingefordert werden. Dennoch können solche „informalen“ Erwartungen natürlich durchsetzbar sein, zum Beispiel, weil bei Nichterfüllung der Entzug anderer, ihrerseits informaler Gefälligkeiten droht. Während die formale Ordnung weitgehend unpersönlich konstituiert ist und auf die Unterstützung Dritter verweist, ist die informale Ordnung in der Regel in persönlichen (Tausch-) Beziehungen verankert.

Die Mitgliedschaftsrolle in einer Organisation definiert demnach einen Pool von Adressen, deren Kontakte untereinander durch formale Kommunikationswege und Befehlshierarchien vorgezeichnet sind. Auch der Kontakt nach außen, also die Kommunikation mit der gesellschaftlichen Umwelt wird reguliert und spezifischen „Grenzstellen“ (Luhmann 1964: 220ff.) übertragen. Die formale Organisation begründet also eigene, rollenförmige „Beziehungen“, zum Beispiel zwischen Kolleginnen und Kollegen, Chefs und Untergebenen und Mitgliedern und Klienten. Netzwerke persönlicher Beziehungen, die sich entweder auf dieser Grundlage entwickeln oder von den Mitgliedern „mitgebracht“ werden, sind der formalen Ordnung hingegen äußerlich. Sie gehören, wie alle organisationsfremden Engagements der Mitglieder, zur Umwelt der Organisation. Wenn zwei Organisationsmitglieder eine Intimbeziehung oder auch ein innige Feindschaft pflegen, so ist das für die formale Organisation keineswegs bedeutungslos. Aber es wirkt sich auch nicht unmittelbar auf die Entscheidungspraxis aus. Ablehnung oder Unterstützung kann sich im Rahmen des offiziellen Entscheidungsprozesses nicht auf persönliche Beziehungen berufen; und ebenso wenig kann sich die Mitarbeiterin beim Chef darüber beschweren, dass der Kollege sie in der Liebesbeziehung vernachlässigt. Will man inner

halb der Organisation richtig kommunizieren und sich auf die formale Ordnung berufen, muss man sich an die dadurch vorgezeichneten formalen Rollenerwartungen halten.

Doch es ist offensichtlich, dass eine solche differenzierte Zuordnung, die es beispielsweise erlaubt, selbst „nur“ als Mitglied zu handeln und andere allein unter diesem Aspekt zu beobachten, eher die Ausnahme ist als die Regel. Im alltäglichen Routineverkehr orientiert man sich an Personen, während ein ausschnittthafter, rollenmäßiger Kontakt voraussetzungsvoll ist. Es ist also nicht so, als ob die persönlichen Beziehungen der Mitglieder keine Bedeutung für die Organisation hätten. Ganz im Gegenteil: Die ihnen zugrunde liegenden Erwartungen, Interessenabschätzungen, Sympathien und Antipathien dirigieren durchaus einen wesentlichen Teil des alltäglichen Geschehens. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die Netzwerkanalyse bei der empirischen Untersuchung von Organisationen nur Beziehungen sieht (vgl. Kilduff/Tsai 2003). Es ist nur ein geringer Teil der in einer Organisation wirksamen Erwartungen formalisiert. Die formale Ordnung bestimmt nicht die Selektivität und die konkrete Ausgestaltung von alltäglichen Kontakten, sondern strukturiert das Verhalten in Grenzfällen – vor allem natürlich jene Fälle, welche die Mitgliedschaft selbst in Frage stellen könnten (Luhmann 1964: 272ff.).

Die formale Erwartungsstruktur von Organisationen ist auf den nach außen dargestellten Organisationszweck zugeschnitten. Sie dient deshalb vor allem der Anpassung der Organisation an die Erwartungen von Nicht-Mitgliedern. Sie ist keine ausreichende Grundlage, um die Interessen und Erwartungen *innerhalb* der Organisation zu beschreiben und zu ordnen. Gerade für die organisationsinternen sozialen Beziehungen sind deshalb *informale Erwartungszusammenhänge* von Bedeutung, die sich weniger an den offiziellen Entscheidungsprämissen als an Personen orientieren (Luhmann 1964: 268ff.). Informale Regeln entwickeln sich innerhalb formaler Organisationen für jene Alltagssituationen, die von Formalisierung nicht vollständig erfasst werden, wie z.B. die Feinheiten der Interaktion unter Anwesenden. In diesem Fall kann Informalität nicht gänzlich von den formalen Mitgliedschaftsrollen der Beteiligten absehen, selbst wenn es sich um auch außerhalb der Organisation „alltägliche“ Situationen und Handlungen dreht, zum Beispiel um Dankbarkeit, Takt und Scherzen. Vor allem können sich informale Erwartungen darüber bilden, wie mit den durch Formalisierung eingerichteten Kompetenzen und Ressourcen umzugehen ist, wann also beispielsweise eine formal nicht erwartbare und damit nicht einklagbare Gefälligkeit trotzdem erwartet werden kann. Dazu zählt dann insbesondere der Verzicht darauf, Formalisierungen beim Wort zu nehmen: Ein Hauptaspekt der informalen Ordnung liegt darin, dass sie regelt, wann man sich auf formale Erwartungen beruft (und diese dann im Konfliktfall auf seiner Seite hat) – und wann man sie guten Gewissens ignorieren kann oder sogar muss.

Es kann in einer formalen Organisation als bekannt vorausgesetzt werden, welche Pflichten und Rechte an die *Rolle* des Mitglieds geknüpft sind. Nicht so eindeutig ist hingegen, was daneben oder auch darüber hinaus von der konkreten *Person* erwartet werden kann. Dass man in diesem Sinne zwischen rollen- und personenbezogenen Erwartungen und Situationen unterscheiden muss, ist eine Folge von Formalisierung. Informale

Erwartungen haben einen Bezug zur formalen Ordnung allein schon dadurch, dass sie in der Regel zwischen Personen existieren, die sich nur als Mitglieder der Organisation bekannt sind (Kieserling 1999: 341). Es ist deshalb unwahrscheinlich, dass sich die in formale Ordnung ausschließlich oder auch nur hauptsächlich an Bedürfnissen orientiert, die gar nichts mit der Organisation zu tun haben. Die Unterscheidung zwischen formalen und informalen Strukturen entsteht mit der formalen Organisation. Sie ist deshalb nicht mit der Unterscheidung von Organisation und Gesellschaft zu verwechseln, sondern eine organisationsinterne Differenz. Innerhalb von Organisationen beruhen Netzwerke darauf, dass „persönliche“ Beziehungen von Rollen *unterschieden* werden können (Tacke 2007: 172).

Ähnlich wie im Fall der Interaktion ist zu unterscheiden zwischen persönlichen Beziehungen *innerhalb* der Organisation, also den informalen Beziehungen unter den Mitgliedern, und den Beziehungen nach *außerhalb*, also zu Nichtmitgliedern. Beide sind Teil der Umwelt einer formalen Organisation, weil über sie nicht entschieden, sondern allenfalls Einfluss auf sie genommen werden kann. Für die Beziehungen der Mitglieder untereinander ist es, im Gegensatz zur Interaktion, eher der Ausnahmefall, dass diese bereits „mitgebracht“ werden. Es ist wahrscheinlicher, dass der Kontakt in der formalen Rolle einer *möglichen* Beziehung vorausgeht. Die Entwicklung einer informalen Beziehung zwischen Organisationsmitgliedern beruht dann auf einer schrittweisen Ausweitung der faktischen Bekanntschaft in Rollensituationen auf Personen. Dazu müssen Hürden überwunden werden, die der formale Kontakt gegen eine solche Ausweitung errichtet. Oft reicht dazu aber bereits das „Gesetz des Wiedersehens“ in einer Organisation, das die Möglichkeit wiederholter Begegnungen in verschiedenen Rollenkonstellationen mit sich bringt. Schon aus diesem Grund können Ranggefälle nicht unvermittelt von der formalen in die informale Ordnung übernommen werden. Sie sind nicht unwichtig, können aber im Rahmen persönlicher Beziehungen nur durch Latenz Wirkung entfalten, zum Beispiel dadurch, dass man gegenüber Kollegen oder Untergegebenen auf Weisungsmöglichkeiten verzichtet. Solche Möglichkeiten können in persönlichen Beziehungen im Modus der Reziprozität, d.h. auf Tauschbasis genutzt und verrechnet werden, so dass Gefälligkeiten gleichsam zur Währung der organisationsinternen Beziehungen werden.

Während die Beziehungen unter Mitgliedern in vielfältiger Weise auf die formale Ordnung bezogen bleiben, genießen Beziehungen über die Grenze der Organisation hinweg größere Freiheitsgrade. Das Verhalten von Nichtmitgliedern kann nicht einmal mehr im Ausschnitt einer Rolle von der Organisation vorstrukturiert werden. Aus diesem Grund stellt sich dort, wo Mitglieder Beziehungen (und nicht nur: gelegentliche Kontakte) mit Nichtmitgliedern unterhalten, ein besonderes Kontrollproblem. An den entsprechenden „Grenzstellen“ der Organisation fallen daher die Folgeprobleme, aber auch die Vorteile von persönlichen Beziehungen besonders auf: Man kann einerseits in einer komplexen Umwelt Vertrauen und damit Verhaltenssicherheit aufbauen, indem man sie anhand von Beziehungen zu spezifischen anderen Personen strukturiert (die selbst Grenzstellen anderer Organisationen sein können); andererseits kondensie

ren diese Vorteile dann oft an konkreten Personen und sind deshalb durch Personalwechsel bedroht. Der Versuch, Grenzstellen samt ihrer Außenbeziehungen zu formalisieren, kann nur dort gelingen, wo sich entsprechende Partner in der gesellschaftlichen Umwelt finden, zum Beispiel andere formale Organisationen. Wo dies nicht der Fall ist, treten typisch Probleme der Trennung von Rolle (oder Amt) und Person auf. „Netzwerke“ im Sinne mehrgliedriger Sozialbeziehungen, die über die Grenze der Organisation und der Mitgliedschaftsrolle hinaus Bindungseffekte haben, werden dann mitunter zu Quellen der „Korruption“.

5. Und Gesellschaft?

Wenn Beziehungen nicht mit Interaktionen gleichzusetzen sind, aber auch nicht mit formalen Organisationen, sind sie dann nicht einfach: Gesellschaft? Das trifft allenfalls in soweit zu, als Beziehungen Gesellschaft vollziehen. Doch das gilt auch für Interaktion und Organisation. Es wäre mit dieser Bestimmung also noch nichts darüber ausgesagt, was Beziehungen als eine besondere Form der Kommunikation *in* der Gesellschaft auszeichnet. An dieser Stelle unterscheidet sich die Systemtheorie vielleicht am deutlichsten von relationalen Ansätzen, die Netzwerke zum nicht weiter auflösbaren Ausgangs- und Endpunkt der soziologischen Analyse machen. Eine Netzwerktheorie würde sicherlich zustimmen, dass Netzwerke weder auf Interaktion noch auf Organisation reduzierbar sind. Aber sie hätte größere Schwierigkeiten damit (bzw.: keinen Bedarf dafür), darüber hinaus auch noch zwischen Netzwerken und Gesellschaft zu unterscheiden.

Aus systemtheoretischer Perspektive macht eine begriffliche Berücksichtigung von Beziehungen bzw. Netzwerken dann Sinn, wenn damit spezifische Formen der Kommunikation unter der Bedingung bereits reduzierter Komplexität bezeichnet werden, d.h. nicht die Grundlage von Sozialität schlechthin. Das ergibt sich schon daraus, dass Gesellschaft nicht als Summe der Beziehungen zwischen Menschen darstellbar ist. Gleichzeitig sollte klar sein, dass ein revidierter Beziehungsbegriff es auch erlaubt, die Frage nach dem Verhältnis von Netzwerk und Gesellschaft anders zu stellen. Sie muss dann nicht mehr grundbegrifflich formuliert werden, sondern kann selbst historisiert werden. In analoger Weise dazu, wie Luhmann (1987) dies für das Verhältnis von Interaktion und Gesellschaft gezeigt hat, lässt sich dann beispielsweise feststellen, dass sich Interaktion und Netzwerke, aber auch Netzwerke und Gesellschaft im Laufe gesellschaftlicher Evolution voneinander differenzieren (Holzer 2010a). Die Differenzierung von Interaktion und Beziehungen hängt unmittelbar mit der Entwicklung von Kommunikationstechnologien zusammen, die eine nicht mehr nur auf interaktive Realisierung angewiesene und dadurch von dieser unterscheidbare Beziehung erst ermöglichen. Weniger offensichtlich ist die Unterscheidung von Beziehungen und Gesellschaft. Auch auf der Grundlage eines systemtheoretisch „geläuterten“ Beziehungsbegriffs könnte man versucht sein, auf einen Begriff der Gesellschaft zu verzichten. In der Tat können wir uns „Netzwerkge

sellschaften“ in dem Sinne vorstellen, dass die Erfolgchancen sozialen Handelns oder sogar die Inklusion in die Gesellschaft als solche in hohem Maße von persönlichen Beziehungen abhängig sind (siehe hierzu Holzer 2010b). Solche Verhältnisse sind in vormodernen Gesellschaften insofern mit der Differenzierungsform vereinbar, als diese selbst auf verwandtschaftlichen Beziehungen beruht: Wenn beispielsweise Clans oder Schichten die primären Teilsysteme der Gesellschaft sind, kann das Individuum ohnehin nur als „ganze“ Person inkludiert und einem Teilbereich zugeordnet werden. Für die moderne Gesellschaft gilt dies nicht: Sie institutionalisiert die Trennung und zunehmende Differenzierung persönlicher und unpersönlicher Kontakte, die im Einzugsbereich funktionaler Teilsysteme wie Wirtschaft, Politik und Wissenschaft eine *universalistische* Inklusion „ohne Ansehen der Person“ erlaubt und erforderlich macht.

Komplementär zu der dadurch beförderten *Expansion* des Bereichs unpersönlicher Kontakte in der modernen Gesellschaft findet im Bereich persönlicher Beziehungen eine *Intensivierung* statt: Diese können stärker auf Individualität eingestellt werden und, im Fall intimer Beziehungen, „prinzipiell alle Eigenschaften einer Person bedeutsam“ werden lassen (Luhmann 1982: 13). Die Differenzierung zwischen persönlichen und unpersönlichen Kontakten bedeutet also eine Steigerung auf *beiden* Seiten. Es handelt sich nicht um ein Nullsummenspiel, in dem eine scheinbar unpersönlicher und anonymer werdende Gesellschaft zu Lasten des Bereichs persönlicher Beziehungen geht (Geiger 1962). Wenn man es überhaupt mit diesen Begriffen formulieren möchte, wird die moderne Gesellschaft vielmehr persönlicher und unpersönlicher zugleich: Man muss, um erfolgreich kommunizieren zu können, zwischen Person und Rolle differenzieren und die dadurch vorgezeichneten Erwartungen situationsadäquat nutzen können (Luhmann 1984: 431f.).

Es wäre gewissermaßen die Umkehrung der These von der Massengesellschaft, wenn man die moderne Gesellschaft auf persönliche Beziehungen reduzieren würde. Noch offensichtlicher als im umgekehrten Fall würde man damit nicht zu einer adäquaten Beschreibung der Gesellschaft, geschweige denn zu einer Gesellschaftstheorie kommen. Dagegen spricht nicht nur die Expansion unpersönlicher Kontakte, sondern vor allem die hohe Bedeutung der interaktionsfreien und anonymen Massenmedienkommunikation. Kommunikation in der modernen Gesellschaft ist keineswegs nur Kommunikation von Angesicht zu Angesicht, und schon gar nicht von Bekannten zu Bekannten. Sie ist vielmehr gerade dort, wo sie gesellschaftliche Effekte entfaltet, in aller Regel technologisch vermittelt. Man stößt selbstverständlich in Märkten (Baker 1984; White 1981), in der Wissenschaft (Crane 1972) oder in der Politik (Knoke 1990) *auch* auf Beziehungen und Beziehungsnetzwerke. Doch so wichtig diese auch sein mögen, um Phänomene wie Vertrauensbildung oder Diffusion erklären zu können – ihre gesellschaftliche Bedeutung, aber auch ihre Grenzen ergeben sich gerade aus der Differenz zu anonymen Märkten und wissenschaftlichen und politischen Öffentlichkeiten.

Gegenüber der inklusiven und zugleich funktionsorientierten Spezialisierung von Kommunikation in gesellschaftlichen Teilsystemen basieren Netzwerke auf einer Lo

gik der Verknüpfung, die dem „Primat der Adressen“ folgt (siehe auch Bommes/Tacke 2006; Tacke 2000). Sie benutzen die sachliche Dimension von Sinn allenfalls als Ausgangspunkt für eine an der Sozialdimension, d.h. an der Unterscheidung von Ego und Alter orientierte Verknüpfung von Kontakten. Beziehungen fallen in der *modernen* Gesellschaft dadurch auf, dass sie sich vom Universalismus der Funktionssysteme unterscheiden. Darüber hinaus liegen die durch Beziehungen eröffneten Verknüpfungsmöglichkeiten quer zu einer primär nach sachlogischen Kriterien verknüpften Kommunikation einer „funktional“ differenzierten Gesellschaft. Jede Person ist eine polyvalente und polykontexturale „soziale Adresse“ in unterschiedlichen Funktionsbereichen und kann genutzt werden, um zwischen diesen zu vermitteln. Teilsystemspezifische *Rollen* wie jene des Wählers oder des Politikers setzen einer solchen Vermittlung Schranken.⁶ Die Inklusion von *Personen* in Beziehungen hingegen kann gegenüber solchen Rollentrennungen indifferent sein.

Die zu funktionaler Differenzierung quer liegende Verknüpfung durch soziale Beziehungen könnte immer noch den Gedanken nahe legen, wenn nicht einzelne Beziehungen, so doch die daraus durch Verkettung entstehenden Netzwerke als Träger von Gesellschaft zu verstehen. Dies wäre gewissermaßen eine Gesellschaft unter Abzug der Funktionssysteme und daher eine amputierte (oder sogar: geköpfte) Gesellschaft. Doch selbst in dieser Form müsste die Gesellschaft zumindest als „Gesamtheit der berücksichtigungsfähigen Kontakte“ begriffen werden – und diese umfasst kein einzelnes Netzwerk, wenn wir den Grenzfall der „kleinen Welt“ (Milgram 1967) außer Acht lassen. Es ist daher für die Bestimmung von Netzwerken daran festzuhalten und durchaus aufschlussreich, dass sie mit Gesellschaft nicht identisch sind, auch wenn sie zweifellos in der Gesellschaft, d.h. als Kommunikation auftreten.

6. Fazit

Auch eine relationale Soziologie kommt nicht ohne Annahmen darüber aus, welche Elemente für eine Verknüpfung in Frage kommen. Die klassische Analyse sozialer Netzwerke geht in der Regel von Individuen als scheinbar unproblematisch gegebenen Einheiten aus. Selbst Harrison White (2008), der sich von der Idee eines die Beziehungen fundierenden Individuums distanziert, muss stattdessen „Identitäten“ aufbieten, die „Kontrolle“ suchen. Man gerät auf diesem Weg leicht auf handlungstheoretisches Terrain, weil Beziehungen dann stets Beziehungen zwischen existierenden Individuen, Personen oder „Identitäten“ sind. Demgegenüber lässt sich mit systemtheoretischen Mitteln das Problem in einer Weise umkehren, die dem Anspruch einer relationalen Soziologie besser gerecht wird: Statt von Personen und ihren Beziehungen kann man dann nämlich von Beziehungen und ihren Personen sprechen. Beziehungen als Sozialsysteme, die im Sinne Goffmans in Personen „verankert“ sind, erzeugen „ihre“ Personen in Form von in

⁶ Siehe beispielhaft für die Rolle des Wählers in der politischen Wahl: Luhmann (1983: 155-173).

dividuell zugeschriebenen Verhaltenseinschränkungen. Man wird durch Freundschaft zum Freund, durch Bekanntschaft zum Bekannten und durch Intimität zum Partner. Aus dieser Perspektive ist es unnötig, Individuen in einem anderen Sinne vorzusetzen als in dem, dass sie die bewusstseinsmäßigen und körperlichen Grundlagen für eine solche Individualisierung von Erwartungsstrukturen zur Verfügung stellen. Menschen sind, das will niemand bestreiten, immer schon da. Doch soziale Adressen und insbesondere Personen werden in der Kommunikation erzeugt.

Diese Reformulierung des Problems erlaubt eine weitere, zunächst paradox erscheinende Umstellung dessen, was wir unter Netzwerken verstehen. Nicht die Individuen, sondern die *Beziehungen* fungieren als *Elemente* von Netzwerken. Ein Netzwerk besteht aus miteinander verknüpften Beziehungen, nicht aus miteinander verknüpften Menschen.⁷ Wie John Levi Martin (2009: 14, Fn. 18) bemerkt, führt diese Auffassung dazu, dass die vormaligen Elemente – die Personen – zu Relationen umgewidmet werden. Martin lehnt dies mit dem allzu vertrauten Argument ab, die Personen würden damit gleichsam aus der Theorie (wenn auch nicht aus der Wirklichkeit) verschwinden. Doch es geht ja keineswegs darum, von Personen gänzlich abzusehen. Deutlich wird vielmehr ihre Doppelfunktion im Zusammenhang sozialer Netzwerke: als Elemente *in* sozialen Beziehungen und als Relationen *zwischen* sozialen Beziehungen. Die von Simmel beschriebene „Kreuzung sozialer Kreise“ ist Folge der Mehrfachrelevanz von Personen in unterschiedlichen sozialen Beziehungen. Diese werden durch Personen aber nicht zwangsläufig „verknüpft“. Der Begriff der Relation erlaubt es durchaus, auch dem Sachverhalt der fehlenden Verknüpfung – etwa im Sinne „struktureller Löcher“ (Burt 1992) – gerecht zu werden: Es bleibt offen, ob die Person soziale Beziehungen vermittelt – oder entkoppelt. Die Konsistenz dieser Perspektive zeigt sich nicht zuletzt darin, dass genau diese Frage aber nicht als Entscheidung der Person aufgefasst werden kann. Je nach Beziehung mag eher die eine oder die andere Richtung vorgezeichnet sein: Freundschaftliche Beziehungen zu einem gemeinsamen Dritten zum Beispiel machen diesen zu einem potentiellen „Vermittler“; die Frau mit zwei Liebhabern aber wird dafür kaum in Frage kommen, wenn sie in beiden Beziehungen die Person bleiben möchte, die zu sein sie vorgibt. Die „Person“ bezeichnet eine Struktur, die spezifische Erwartungen innerhalb *einer* Beziehung auf sich zieht, gleichzeitig aber auch über *verschiedene* Beziehungen hinweg für sich und andere konsistent erscheinen muss. Sie ist ein Element nur dadurch, dass sie die entsprechenden Erwartungen aufeinander beziehen kann – was den Einbau von Widersprüchen und Konflikten einschließt.

Man kann demnach feststellen, dass die Unterscheidung von Element und Relation ihre theoriestrategische Bedeutung verliert, wenn man wie die Systemtheorie auf Operationen abhebt. Das entzieht der Problemformulierung der relationalen Soziologie einerseits einen Teil ihres Provokationsgehalts; andererseits transformiert es die metho-

7 Die Beziehungen auf diese Weise hervorzuheben, ist auch das Anliegen von Fine/Kleinman (1983) und Fuhse (2003); dies liegt sowohl aus symbolisch interaktionistischer als auch aus kommunikations-theoretischer Perspektive nahe.

dologische Maxime, auf die „Beziehungen“ zu achten, in Fragen zu einem spezifischen sozialen Phänomen. Dass die Beziehung in der Systemtheorie nicht mehr als Grundbegriff in Frage kommt, bedeutet also nicht, dass nach der Verabschiedung des Beziehungsbegriffs der Weg zu einer adäquaten Beschreibung des entsprechenden Phänomens versperrt wäre. Doch der Weg „zurück“ zur Beziehung führt über eine Klärung dessen, was Beziehungen von anderen Formen sozialer Systembildung unterscheidet. Beziehungen beruhen nicht (nur) auf Anwesenheit oder formaler Mitgliedschaft, aber sie sind auch nicht mit Kommunikation schlechthin gleichzusetzen. Die Abhängigkeit oder zumindest Antizipation von Interaktionschancen darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass Beziehungen über lange Strecken auf Anwesenheit verzichten können. Und die Mitgliedschaft in einer formalen Organisation definiert allenfalls einen Pool möglicher Beziehungspartner; die Beziehung etabliert sich aber gerade in der Differenz zur formalen Mitgliedschaftsrolle. Ähnliches gilt im Hinblick auf die Gesellschaft und ihre Funktionssysteme, die jeweils weit inklusiver sind als Beziehungen, die sich an den durch vorgezeichneten Adressen und Kommunikationschancen orientieren. Die Differenz lässt sich in all diesen Fällen darauf zurückführen, dass die Beziehungskommunikation ihren Halt und ihre Grenze in „Personen“ findet – und nicht in den Anwesenden, den Mitgliedern oder der Gesamtheit der möglichen Kontakte. Im Blick zurück aus systemtheoretischer Perspektive sind es vor allem diese Differenzen – und nicht die Annahme, alles müsse in Beziehungen aufgelöst werden –, die eine Wiederaufnahme des Begriffs der sozialen Beziehung sinnvoll erscheinen lassen.

Literatur

- Baker, Wayne E., 1984: „The social structure of a national securities market“, in: *American Journal of Sociology* 89: 775–811.
- Bommes, Michael/Veronika Tacke, 2006: „Das Allgemeine und das Besondere des Netzwerkes“, in: Betina Hollstein/Florian Straus (Hrsg.), *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 37–62.
- Bommes, Michael/Veronika Tacke, 2007: „Netzwerke in der ‚Gesellschaft der Gesellschaft‘. Funktionen und Folgen einer doppelten Begriffsverwendung“, in: *Soziale Systeme* 13: 9–20.
- Bourdieu, Pierre, 1976: *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre, 1987: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Burt, Ronald S., 1992: *Structural Holes. The Social Structure of Competition*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Crane, Diane, 1972: *Invisible Colleges: Diffusion of Knowledge in Scientific Communities*. Chicago: University of Chicago Press.
- Emirbayer, Mustafa, 1997: „Manifesto for a relational sociology“, in: *American Journal of Sociology* 103: 281–317.

- Feld, Scott L., 1981: „The focused organization of social ties“, in: *American Journal of Sociology* 86: 1015 1035.
- Fine, Gary Alan/Sherryl Kleinman, 1983: „Network and meaning: an interactionist approach to structure“, in: *Symbolic Interaction* 6: 97 110.
- Fuchs, Peter, 1997: „Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie“, in: *Soziale Systeme* 3: 57 80.
- Fuchs, Stephan, 2001: *Against Essentialism. A Theory of Culture and Society*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Fuhse, Jan, 2003: „Systeme, Netzwerke, Identitäten. Die Konstitution sozialer Grenzziehungen am Beispiel amerikanischer Straßengangs (SISS 1/2003)“. SISS: Schriftenreihe des Instituts für Sozialwissenschaften der Universität Stuttgart.
- Fuhse, Jan, 2005: „Persönliche Netzwerke in der Systemtheorie (SISS 1/2005)“. SISS: Schriftenreihe des Instituts für Sozialwissenschaften der Universität Stuttgart.
- Fuhse, Jan, 2009: „The meaning structure of social networks“, in: *Sociological Theory* 27: 51 73.
- Fuhse, Jan, 2010: „Die kommunikative Konstruktion von Akteuren in Netzwerken“, in: *Soziale Systeme* Themenheft „Netzwerktheorie oder Theorie der Netzwerke“: i.E.
- Geiger, Theodor, 1962: „Die Legende von der Massengesellschaft (1951)“, in: ders., *Arbeiten zur Soziologie*. Neuwied: Luchterhand: 171 185.
- Goffman, Erving, 1961: *Encounters*. Indianapolis: Bobbs Merrill.
- Goffman, Erving, 1971: *Relations in Public. Microstudies of the Public Order*. New York: Basic Books.
- Holzer, Boris, 2006: *Netzwerke*. Bielefeld: transcript.
- Holzer, Boris, 2010a: „Die Differenzierung von Netzwerk, Interaktion und Gesellschaft“, in: Michael Bomes/Veronika Tacke (Hrsg.), *Netzwerke in der funktional differenzierten Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: i.E.
- Holzer, Boris, 2010b: „Unsicherheit und Vertrauen in „Netzwerk Gesellschaften.““, in: Hans Georg Soeffner (Hrsg.), *Unsichere Zeiten: Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: i.E.
- Kieserling, André, 1999: *Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kilduff, Martin/Wenpin Tsai, 2003: *Social Networks and Organizations*. London: Sage.
- Knoke, David, 1990: *Political Networks. The Structural Perspective*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Luhmann, Niklas, 1964: *Funktionen und Folgen formaler Organisation*. Berlin: Duncker und Humblot.
- Luhmann, Niklas, 1972: „Soziologie als Theorie sozialer Systeme“, in: ders., *Soziologische Aufklärung 1*. Opladen: Westdeutscher Verlag: 113 136.
- Luhmann, Niklas, 1975: „Interaktion, Organisation, Gesellschaft“, in: ders., *Soziologische Aufklärung, Band 2*. Opladen: Westdeutscher Verlag: 9 20.
- Luhmann, Niklas, 1982: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas, 1983: *Legitimation durch Verfahren*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas, 1984: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas, 1985: „Die Autopoiesis des Bewußtseins“, in: *Soziale Welt* 36: 402 446.
- Luhmann, Niklas, 1987: „The evolutionary differentiation between society and interaction“, in: Jeffrey C. Alexander/Bernhard Giesen/Richard Münch/Neil J. Smelser (Hrsg.), *The Micro Macro Link*. Berkeley: University of California Press: 112 134.
- Luhmann, Niklas, 1990: „Sozialsystem Familie“, in: ders., *Soziologische Aufklärung 5*. Opladen: Westdeutscher Verlag: 196 217.
- Luhmann, Niklas, 1995: „Die Form „Person““, in: ders., *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Opladen: Westdeutscher Verlag: 142 154.
- Luhmann, Niklas, 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft (2 Teilbde.)*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas, 2000: *Organisation und Entscheidung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Martin, John Levi, 2009: *Social Structures*. Princeton, NJ: Princeton University Press.

- Maturana, Humberto, 1982: *Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit*. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg.
- McLean, Paul D., 2007: *The Art of the Network: Strategic Interaction and Patronage in Renaissance Florence*. Durham/London: Duke University Press.
- Milgram, Stanley, 1967: „The small world problem“, in: *Psychology Today* 1: 60 67.
- Mützel, Sophie, 2006: „Strukturelle Netzwerkanalyse und Bourdieus Praxistheorie: Weiterführende Ideen für die neue Wirtschaftssoziologie“, in: Michael Florian/Frank Hillebrandt (Hrsg.), *Pierre Bourdieu: Neue Perspektiven für die Soziologie der Wirtschaft?* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 109 125.
- Paine, Robert, 1969: „In search of friendship: an exploratory analysis in ‚middle class‘ culture“, in: *Man*, n.s. 4: 505 524.
- Schmidt, Johannes F.K., 2007: „Soziale Beziehung als systemtheoretischer Begriff?“ in: *Soziale Systeme* 13: 516 527.
- Simmel, Georg, 1958 [1908]: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Leipzig: Duncker & Humblot (4. Aufl.).
- Tacke, Veronika, 2000: „Netzwerk und Adresse“, in: *Soziale Systeme* 6: 291 320.
- Tacke, Veronika, 2007: „Netzwerk und Geschlecht im Kontext“, in: Christine Weinbach (Hrsg.), *Geschlechtliche Ungleichheit in systemtheoretischer Perspektive*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 165 189.
- White, Harrison C., 1981: „Where do markets come from?“ in: *American Journal of Sociology* 87: 517 547.
- White, Harrison C., 2008: *Identity and Control. How Social Formations Emerge*. Princeton, NJ: Princeton University Press (2. Aufl.).
- Wiese, Leopold von, 1966 [1924/28]: *System der Allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Prozessen und den sozialen Gebilden der Menschen*. Berlin: Duncker & Humblot (4. Aufl.).